

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. Kreisausgabe Rastatt. 1943-1944 1943

265 (25.9.1943)

In einem Grabenstück im Osten...

Die Nacht des Leutnants Carls — „Nur geringe örtliche Kampftätigkeit“

Von Kriegsberichterstatter Hans Schrem

PK. Am anderen Ufer des schmalen Flusses liegt der Gegner. In den steilen Böschungen hat er seine Bunker, in den Schluchten seine Artilleriestellungen und irgendwo den Platz für die Panzerabwehr, seine Panzer, Gefährlicher aber als alles das sind die Granatwerfer. Wenn sie mit einem trockenen Welle ihre Ladung herüber in unsere Stellungen schießen, so kann man nur die Nase in den Dreck stecken und hoffen, daß alles gut geht. In der vorigen Woche zum Beispiel war es nicht gut gegangen. Da hatte so eine Ladung in eine Mulde hineingehauen, in der sich die Kameraden zu einem Gegenstoß gesammelt hatten. Es hatte rote und verwundete gegeben, und zwei Tage später ist Leutnant Carls, der Zugführer in der vordersten Stellung, zum erstenmal seit Monaten die sechs Kilometer in das Bunkerdorf zurückgefahren, in dem die Kompanie liegt, um an der Befestigung teilzunehmen. Bei letzterem Berlinfall hat Leutnant Carls sich bei solchen Gelegenheiten durch den Feldwebel Emers vertreten. Wenn Emers dann zurückkommt, muß er bis ins einzelne berichten, was der Bataillonskommandeur gefragt hat und der Hauptmann, ob genug frische Blumen auf den Grabern sind und ob jemand Aufnahmen für die Angehörigen der Gefallenen gemacht hat.

In der Nacht kamen sie über den Fluß
Den Tag über hat Leutnant Carls in seinem Graben. Der ist so niedrig, daß man nicht aufrecht stehen kann, und so dunkel, daß man die Decke am Eingang beiseite schieben muß,

sich dann mit verzerrten Gesichtern und ihrem fröhlichen „Urrä!“ in die deutschen Gräben stürzen wollten, wurden sie mit einem Hagel von Geschossen empfangen und im Kampf Mann gegen Mann zurückgeschlagen, aber der Brückenkopf blieb bestehen und sie aus dem Niemandsland hinauszurufen, waren die Kräfte zu schwach. Das war wieder gegen die Meinung des Feldwebels Emers gewesen, der den Leutnant Carls besorgter hatte, ihn mit einem Mann aus dem Graben zu lassen. Aber Carls war für geblieben. „Du kämpfst draußen gegen achtsache Uebermacht“, hatte er gesagt, „das kostet Blut, das wir nicht wie eine Sandgrube erleben können.“ Dabei war es geblieben, und es sollte für den Gegenstoß der Abend abgewartet werden und eine Kompanie Verstärkung.

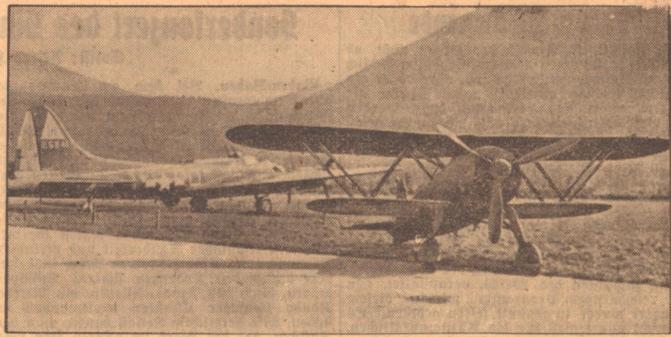
Am Nachmittag ist Leutnant Carls auf den Kompanie-Geschützstand befohlen. Er geht durch den Graben zurück, der parallel zum Fluß quer durch eine Wiese läuft. Er kennt diesen Weg wie die Hauptstraße seiner kleinen mährischen Heimatstadt, in deren Volksschule er Lehrer ist. Ohne hinzusehen weiß er, wo der Graben so flach ist, daß der Feind einsteigt hat und man sich bücken muß, um nicht von Scherfächeln beschossen zu werden. Draußen in dem weißen Gebäude einer Schule, die sich inmitten der verdorrten Felder des Dorfes erhebt, erwarten ihn der Kommandeur der Kampfgruppe, der Kompanieführer und der Führer der Kompanie, die zur Verstärkung bereitsteht. Trotz aller Zerwürfungen sieht man, daß die Räume groß waren und die Fußböden sogar aus Parkett sind.

Der Plan des Majors
Die Beratung ist kurz. Inzwischen wird gemeldet, daß der Steg über den Fluß durch

einen Volltreffer zerstört worden ist. Obwohl er von den Sowjets bei Tageslicht doch nicht benutzt werden konnte, ist man doch eine große Sorge los. Der Plan des Majors ist sehr einfach. Um die Stunde X wird die gesamte zur Verfügung stehende Artillerie die Bunker drüber am roten Haus und die feindlichen Artilleriestellungen unter Feuer nehmen, danach wird eine Nebelwand gelegt, unter deren Schutz Carls den Feind von rechts packen soll. Oberleutnant E. wird mit seinen Platoonwagen durch den Steg im eigenen Wincefeld bis zum Wasser vorstoßen und die Sowjets, die Carls vor sich herjagt, in Empfang nehmen. Wenn sich die beiden Offiziere am Wasser treffen, ist der Kampf entschieden. Voraussichtliche Dauer etwa eine Stunde.

Das ist alles so einleuchtend, daß Leutnant Carls gar nichts dazu sagen kann. Er fikt Hill da und raucht eine Zigarette nach der anderen. Vom frühen Morgen an hat er im Strohfeuer der feindlichen Artillerie gelegen und in das Gelände gefahrt. Er hat das Gefühl, daß der Plan zu einfach ist und irgendwas an der Rechnung nicht aufgeht wird. Aber er weiß nicht was, und eigentlich ist, wie gefagt, alles klar und selbstverständlich. Vielleicht ist er auch nur mit den Nerven etwas berührt und sieht Gespenster. Der Major verabschiedet ihn herzlich. Da hängt er seine Maschinenpistole um, geht noch einmal hinaus, steckt sich die Zigaretten wie Pfeife für seine Leute und ist eine Minute später im Graben verschwunden. Die untergehende Sonne wirft glutrote Strahlen über das Feld.

Die Stunde X ist da
Die Stunde X ist 19.30 Uhr. Sie ist so früh angelegt, damit spätestens im letzten Tageslicht der letzte Schuß getan ist. Pünktlich



Ein Bildokument über die Verletzung schweizerischer Neutralität
Ein merkwürdiges Zusammenreffen ergab sich in den letzten ereignisreichen Tagen in der Nähe von Magadino bei Locarno in der Schweiz. Dort notlandeten fast zu gleicher Zeit ein USA-Bomber und ein italienisches Jagdflugzeug, das von bedrohlichen Fliegern gesteuert wurde. Die Mannschaften beider Flugzeuge wurden von den Schweizer Behörden interniert und die Maschinen beschlagnahmt. (Atlantic, Zander-M.)

auf die Minute hämmert die Artillerie, legen sich die Nebelwägen. Ein schweres Gewitter, das plötzlich herangebrochen ist, mutet wie ein lächerlicher Konkurrenzversuch der Natur an, aber der Regen ist unbegrenzt und macht den Boden glitschig. In dem halbverföhnten Dachspalten des weißen Hauses steht der Major mit seinem Stab und beobachtet. Er ist zufrieden, denn das Feuer liegt vortrefflich und von einer Uebermacht braucht man in diesem Falle nicht zu sprechen; man hat schon gegen andere Uebermacht durchgehalten! Fünf Minuten, nachdem die Artillerie aufgehört hat, läßt sich der Major mit Leutnant Carls verbinden. „Ja, mein Lieber, wo geht's voran?“ „Gar nicht, Herr Major, ich liege noch im Graben und habe Verluste.“ „Zum Donnerwetter, warum gehen Sie nicht vor?“ „Fragen Sie mich, als wir gedacht haben, Herr Major, die gegnerischen

Granatwerfer und ein rasendes Infanteriefeuer aus dem Niemandsland heraus...
Seit zehn Minuten preßt sich Leutnant Carls mit seinen Leuten gegen die Grabenwand und kann nicht heraus. Oberleutnant E. ist, wenn auch mit Verlusten, ein Stück vorangekommen, aber er hat sich dann eingegraben müssen und wartet auf Entlast durch Carls. Der kann einfach nicht. Dieses wahnsinnige Feuer hat er nicht ermarktet. Da ist es wieder Feldwebel Emers. Er kriecht allein aus dem Graben und kommt nach ein paar Minuten mit einem Gefangenen wieder, den er durch das Gras geschleift hat und nun in den Graben schießt. Carls packt ihn und richtet ihn auf. Dann schießt er ihm die Frage entgegen, die Aufklärung bringen soll: „Mit wieviel Mann ließ ich über den Fluß kommen?“ Vor diesen Augen kann der Kerl weder schweigen noch lügen. „Mit drei Kompanien, 380 Mann!“ Carls schreit entsetzt auf, er weiß jetzt, wo der Fehler in der Rechnung lag. Die Feindzahl ist doppelt so hoch, wie man angenommen hatte. Die Bewaffnung ist ungenügend schwer. „Das Angriffziel?“ „Kriegt er den Gefangenen.“ „Heute das Dorf mit dem weißen Haus, morgen Dorf mit dem roten Haus.“ Leutnant Carls läßt den Mann laufen, den irgend jemand nach hinten zum Major bringt; er läßt ferner das Feuer der Artillerie verlegen, schießt einen Wader an Oberleutnant E. und reißt mit seinen Leuten aus dem Graben. Volle drei Stunden später steht er am Flußufer und drückt Oberleutnant E. die Hand. Das Gewitter ist längst vorbei, und ein klarer Sternenhimmel liegt über der russischen Landschaft. Die Leute liegen im Gras und atmen tief. Dann macht Carls telefonisch Meldung. Bis auf wenige, die sich schwimmend gerettet haben, sind die bolschewistischen Kräfte vernichtet. Der Major ist zufrieden. Soll ich Sie ablassen lassen, Carls?“ „Wenn ich bitten darf, nein, Herr Major!“ Er bleibt für den Rest der Nacht vorn.

Die Rückendeckung am Atlantik

Skizzen von der äußersten Westspitze der Festung Europa

PK. Bretagne, im September. — Um 9 Uhr abends, wenn drüben im Osten bereits seit Stunden Nacht ist und sich die Schatten der Dunkelheit längt auch über unsere deutsche Heimat geseht haben, sehen die Feldgrauen Posten in ihren Felsenkammern hier noch dem glühenden Farbenpiel aus, das die sinkende Sonne über das Meer zaubert. Den leuchtigen Osthorizont führt der große tagzeitliche Unterschied ins Bewußtsein, welche Entfernung zwischen Ostfront und Atlantik liegt. Von Dnepropetrow bis hier herüber nach Dreh, an der Spitze der Bretagne, mißt der Maßstab auf der Karte 8000 Kilometer. Breit liegt in westlicher Richtung fast auf derselben Höhe und demselben Längengrad wie Velsch in Irland. Als Westspitze der Festung Europa ragt die britische Halbinsel weit hinaus in den Atlantik.

Kein Wunder, daß die Angelfrauen seit jeder dieser Halbinseln bei ihren Ueberfällen auf das Festland bevorzugten. In den zerfetzten Granitfelsen und in der Heideandschaft der Bretagne spielten sich in den vergangenen Jahrhunderten blutige Kämpfe zwischen den Briten und Bretonen ab. Zwischen den heutigen Werken modernster Küstenverteidigung ragen noch die alten Forts und Kastelle empor, die der französische Marschall und Festungsbaumeister Vauban einst gegen die Briten errichtete. Ein Urahn Churchill, der Herzog von Marlborough, holte sich vor 200 Jahren vor diesen Mauern eine Schlappe, als er mit 14000 Mann gelandet war und den Versuch unternahm, die Feste St. Malo, den nördlichen Eckpfeiler des Festungsgebiets, herauszubringen.

Die Begebenheiten, die dann den Namen der bretonischen Häfen nach geräumter Zeitpaube wieder zu geschichtlicher Bedeutung erhoben, erscheinen in unserer Gegenwart in besonderer Licht. Sie trugen vor 25 Jahren zu, als der Entschluß des ersten Weltkrieges seinem Höhepunkt entgegenging. In St. Nazaire waren unter Vorantritt des USA-Generals Pershing die ersten amerikanischen Truppen

aus abenteuerlich gehaltenen Transportern an Land geschoben. Die älteren Einwohner der Bretagne, bei denen die Amerikaner im Quartier lagen, wissen heute noch allerlei aus jenen Tagen zu erzählen. Abgesehen davon, daß die Yankee in öffentlichen Totalen die Weine auf den Tisch zu legen pflegten, brachten sie auch sonst seltsame Sitten aus Uebersee mit. Ihr Oberkommando in St. Nazaire beispielsweise hatte die Absicht, feste Truppenlager zu bauen. Um zu Holz und Steinen zu kommen, kaufte man kurzerhand das in der Nähe gelegene berühmte Bretonenschloß zu Alain auf und machte sich daran, es abzureißen. Die Amerikaner nahmen von ihrem Beginn erst Abstand, als sich hohe französische Flieger entsetzt und feindselig schickten. Im Sommer 1918 landeten weit über eine Million Amerikaner auf französischem Boden. In langen Transportzügen rollten sie hinüber in den Frontbogen von St. Mihiel südwestwärts Verdun. Dort begann im September 1918 ihre erste Großoffensive. 50 Kilometer vor der deutschen Grenze kämpfte die ausgeblutete und von Hunger gequälte deutsche Front einen heldenhaften Kampf gegen die amerikanische Uebermacht, die aus Dret, Orient, St. Nazaire und den übrigen Atlantikhäfen einen ununterbrochenen Nachschub an Truppen und Material heranzuführte.

Heute erkennt der alte Feind vor den gleichen Häfen die eckern verarmelten Tore des Atlantikwalls. Heute wird er hier seine Divisionen nicht mit freundlicher Unterhaltung ausladen können wie vor 25 Jahren, und er kann sie auch nicht ungeschädigt in Frontparzellen bis vor die deutsche Grenze führen, sondern jeder Truppenanflug kostet ihn wertvollen Schiffraum, und jeden Meter Boden muß er sich Hunderte von Kilometern von der deutschen Grenze entfernt blutig erkämpfen.

So lohnt sich die Riesearbeit, mit der die heutige Westfront Monate hindurch mit Bagern und Betonmischmaschinen, mit Sprengladungen und Eisenträgern, mit Stabschiffen und Panzerkuppeln diese Abschnitte in den



Auf der Wacht an Frankreichs Mittelmeerküste
Posten am LMG, von Fliegerabwehr. (PK-Aufnahme: Kriegsberichterstatter Jesse, Atl., Z.)

Verteidigungsaufbau steht. Jede Möglichkeit der feindlichen Beherrschung ist an diesen Klüften einzufaktiert. Kommt sie von See her, so sprechen die unerschütterlichen in die Felsenklüfte eingebauten Batterien aus schweren und schwersten Geschützen. Kommt sie aus der Luft, so tritt ihr ein weit ins Hinterland gestaffeltes Sperrensystem entgegen, in dem jeder Stützpunkt mit modernsten Waffen zur Rundumschließung eingerichtet ist. In den tief in die Granitfelsen eingeprengten Stollen liegt ein Vorrat an Proviant und Munition gekapelt, der für viele Regimenter Monate hindurch ausreicht.

Den kämpfenden Fronten im Osten und Süden deckt die Front am Atlantik Plante und Hüden.
Kriegsberichterstatter Rolf Steinbrunn.

Am Grabe der Kameraden
Zwei Tage später steht Leutnant Carls wieder vor offenen Gräbern. Er ist entsetzt wie zu einer großen Feier. Nachdem die anderen gepörscht haben sagt auch er, was man in solchen Augenblicken zu sagen pflegt, aber seine Worte kommen mühsam. Dann aber, als er eigentlich schon hätte aufhören sollen, packt es ihn. Kezengerade richtet er sich auf, steht sich um und sagt mit sehr erhobener Stimme: „Wir haben nicht die Ehre, bei Helgoland, Drel, am Ladogaee oder am Kubanbrückenkopf zu kämpfen. Für unseren Frontabschnitt gibt es im Wehrmachtbericht keinen Namen außer höchstens „An den feindlichen Stellen der Front.“ Wir sind in diesen feindlichen Monaten so unbedeutend wie ein Stein. Das ist schwer für uns, so schwer wie es ist, sich mühsam am Boden festhalten zu müssen. Aber wir müssen trotzdem die Fahne hoch im Herzen tragen. Denn versagen wir, so kämpfen anderswo die Kameraden, die den Vernichtungskampf führen, vergeblich.“

Längst liegt Leutnant Carls wieder in seinem Bunker, im vordersten Grabenstück, zwischen den Wiesen. Jeden Tag wird er ins Gelände blicken und beobachten. Das ist ein grauer Alltag im Leben eines Soldaten in einem Stück Graben im Osten.

Sonate für Martina

Roman von Brünhilde Hofmann

Alle Rechte bei Carl Duncker Verlag Berlin

„Was willst du?“ fragte sie ärgerlich. „Warum kommst du hierher?“ Sein Gesicht, das schon ernst war, wurde traurig. „Ich habe dich erwartet“, sagte er einfach und ging neben ihr. „Es ist wegen dieses Schmuckes von Frau Hochmann.“ „Ah ja“, flüsterte Wladine, und ihr eben noch bläues Gesicht rötete sich. „Ich verstehe. Deshalb also, natürlich. Bitte, hier ist der Schmuck. Da, nimm.“ Sie griff in die Tasche, zog das Halsband heraus und reichte es ihm. „Es war alles nur ein Irrtum“, sagte sie dabei.

„Ein Irrtum?“ Ja, was hast du gedacht?“ „Nur sie ihn kampfberst an. Sie war sehr geizig und erwiderte darum nichts. Er schob achlos und bekümmert den Schmuck in seine Tasche.“

„Hast du etwa gedacht, daß mein Vater das Halsband gestohlen hätte?“ Wladine blieb stehen und sah Joachim an. Was für wunderliche Augen sie hatte, wenn sie brannten und funkelten wie eben jetzt! Er hatte sie noch nie gesehen, so stolz, so sorgig und so schön. Er schüttelte den Kopf.

„Hast du es vielleicht deinem Vater gesagt?“ „Bitte sie weiter. Nein, ich nicht.“ „Du nicht?“ „Wer sonst?“

„Kann von Hochkamp rief an, und er war am Apparat. Sie wollte noch einmal selbst mit ihm sprechen wegen des Schmuckes. Ich war gar nicht da. Ich war gerade zu euch gegangen.“ „Ah“, murmelte Wladine.

„Ja, und nur rief er dort an, bei euch.“ Wladine ging eine Weile schweigend neben ihm her. „Ich will dir sagen, was mein Vater

gedacht hat“, sagte sie dann plötzlich. „Er glaubte, daß dein Vater meiner Mutter dieses Halsband zum Jubiläum geschenkt hätte. Und das wollte er nicht. Darum nahm er es weg.“

„Mein Vater deiner Mutter — wie denn?“ „Schmuck? Wie kommt er darauf?“ „Jetzt war es Joachim, der ärgerlich erwiderte. Wladine antwortete die Äheln. „Das weiß ich auch nicht. Aber er hat es gedacht. Und zwischen Gelingen, sagt er, gab es überhaupt keinen Diebstahl.“

„Ah“, machte der junge Wolter. „Aber deine Eltern sind doch geschieden.“ „Das hat damit nichts zu tun!“ rief Wladine empört. „Ist er vielleicht auch nicht mein Vater? Und was geht das dich überhaupt an?“

„Ich war verantwortlich für dieses Kollier“, sagte Wolter junior trocken. „Das ist alles. Und ich danke dir, daß du es mir wieder hergeschafft hast! Und was deinen Vater angeht —“ „Bitte“, fragte Wladine, als er abbrach. „Bitte, was wolltest du sagen?“ „Nichts.“ „Ich will es aber wissen.“

„Ich finde es sehr anständig daß du zu ihm bist“, sagte Wolter jünger. „...“ „Ich halte gar nicht zu ihm“, fiel ihm Wladine hart ins Wort. „Es ist einfach die Wahrheit, was ich dir sage. Sonst nichts. Und was weiter?“

„Ach, lassen wir das doch“, murmelte Joachim. „Ihr glaubt wohl, ihr könnt euch über ihn lustig machen und verächtlich von ihm sprechen, weil er hier im Varietés Klavier spielt — für diese Tänzer. Aber er ist darum doch ein großer Künstler. Das ist er doch! Er hat in Paris Konzerte gegeben, in Rom und auch in Berlin. Und er hat sehr gute Kritiken gehabt.“ Die Tränen waren ihr plötzlich nahe.

Joachim beachtete das nicht. Er sah düster vor sich hin. „Hast du sie gesehen?“ fragte er. Wladine überhörte das. Sie sagte plötzlich, den Kopf bebend: „Und er wird mich ausbilden.“ Joachim erwiderte nichts mehr. Es war ihm plötzlich sehr traurig, konnte aber er

wollte es sich nicht merken lassen. „Und was wird deine Mutter dazu sagen?“ fragte er endlich. — „Was soll sie sagen? Sie wird mich nicht hindern können, meinen Weg zu gehen.“

Joachim maß das Mädchen an seiner Seite mit einem schnellen Blick. Sie sah frohig und verzweifelt zugleich aus. Er sagte nach ihrer Hand. „Sieh dich nur vor“, sagte er leise. „Das ist alles, um was ich dich bitten wollte. Deine Mutter — ist eine so prächtige Frau, Wladina.“

„Sie lieh ihre Hand in der feinen, sie mußte wohl gar nicht, daß er sie noch immer festhielt. Ihre Finger suchten unruhig, diese feinen, hässlichen Finger, die sich so heiß anfühlten. Warum sagte sie gar nichts? Er bildete sie von der Seite an. Sie hatte Tränen in den Augen.“

„Er lenkte genäht.“ „Es ist nicht leicht für dich“, sagte er.

„Ich werde es ihr jetzt gleich sagen“, bekannte Wladine stotternd. „Jetzt sofort, wenn ich nach Hause komme.“

„Sie ist nicht da“, bemerkte Joachim. „Sie ist bei uns.“ Wladine blieb stehen, machte sich leicht frei und fragte mitranchig: „Bei euch?“ „Was tut sie da?“ Sie hat doch nicht etwa erahnt, daß Papa —“

„Ich weiß nicht. Ich war ja nicht dabei. Aber sie hat sicherlich eine Ausrede gefunden.“

„Wieso braucht sie eine Ausrede zu finden?“ Er suchte die Äheln. „Sie war sehr traurig“, sagte er nur. „Daß du fortgegangen warst, ohne ihr etwas zu sagen.“

„Was hätte ich denn sagen sollen?“ murmelte Wladine. „Sie sind alle gegen ihn.“

„Nein.“ — „Dann also — muß ich jetzt gehen.“ „Ja, geh nur.“

Einen Augenblick stand er noch da und sah sie verzweifelt an. Dann drückte er ihre Hände und sagte: „Auf Wiedersehen, Wladina.“

Wladina antwortete nicht, sondern tief wie gekehrt die Straße hinunter. Als sie zu Hause ankam, traf sie mit einem Bechling der Trude-

rei zusammen, der eben ein Paket abgegeben hatte. „Da sind die Anzeigen für das Konzert von Walter Frobenius und die Karten“, sagte der Junge. „Ich soll sie nur abgeben.“

Wladine dankte und gab ihm ein Trinkgeld. Als er fort war, öffnete sie die Rolle. Ein Päckchen Eintrittskarten viel ihr entgegen, und dann lag sie das große, gelbe Plakat:

„Einmaliges Klavierkonzert von Walter Frobenius im Konzerthaus Burgthor. Der berühmte Pianist spielt aus den Werken von Beethoven, Chopin und Liszt. Preise der Karten: RM. 4.—, 5.— und 7.—“

Professor Hisinger von der Musikakademie in Wien sagt in der „Deutschen Musikwelt“ über diesen Künstler: „Sein Spiel ist künstlerisch und technisch gleich vollendet. Er ist der größte Interpret klassischer Meister auf dem Klavier, der wir zur Zeit in Deutschland haben. Wer das Glück hat, seinem Spiel zu lauschen, fühlt sich dem Alltag entzogen und zu den reinen Höhen wahrer Kunst entzückt.“

Wladine las, las mehrmals. Dann hob sie den Blick und sah durch das Schaufenster hindurch in eine ferne, leuchtende und flehische Welt. Die Welt der Kunst, die den Menschen Vergleichen schenkt. Dann dachte sie an den Vater und was er zu diesem Ereignis sagen werde? Ihr eben noch großer und leuchtender Blick wurde dunkel. Sie mußte ihm beistehen. Sie mußte ihm helfen. „Wir beide werden es schaffen.“

„Sie entkam sich seines Auftrages, und es fiel ihr ein, daß die Gelegenheit eben jetzt günstig war, nach der „Sonata eroica“ zu suchen.“

„Sie befestigte also den Aufhang über Walter Frobenius mit Gummirollen an der Scheibe des Fensters und daran einen Zettel: „Karten hier zu haben.“

Dann lief sie ins Wohnzimmer, zum Schreibtisch. Soweit sie sich erinnerte, lag der Umschlag mit den handschriftlichen Noten von

Michael Asmatys Sonate im mittleren Schluß. Der Schluß zum Schreibe lag in einer Pause, wie immer. Sie nahm ihn heraus, zögerte für einen Augenblick, schloß dann aber rasch auf. Sie fand nach kurzem Suchen den verriegelten Umschlag in einer Mappe, der noch andere Musikmanuskripte enthielt, nahm ihn heraus und legte das übrige zurück, schloß wieder ab.

„Was tue ich?“ fragte sie sich plötzlich. „Es ist doch unrecht, was ich hier mache? Heimlich und wie ein Dieb! Aber dann schloß sie die Unterlippe vor und schüttelte den Kopf. Sie wollte das Stück ja nur einmal durchspielen, der Vater und sie. Das konnte schließlich kein Unrecht sein. Er wollte es ja so gern, und er hatte wohl seine guten Gründe.“

Sie nahm den Umschlag, befaß das Siegel, das ihn schloß. Sie erbrach es nicht, obgleich die Verriegelung groß war, gleich jetzt, auf der Stelle, zu probieren, ob sie die Sonate spielen könnte. Aber diesen Auftrag hatte sie nicht, also besah sie sich. Sie lief in den Laden zurück, nahm eines von den großen gelben Plakaten über das Frobenius-Konzert, die noch abgeholt werden würden, um an den Schaufenstern und anderen Aushängen angebracht zu werden, und schlug das große, weiße Klavier darin ein. Dann hing sie damit in ihr Zimmer hinaus, verschloß das Paket in ihren Schrank und legte sich aufs Bett. Sie war todmüde nach der letzten durchwachten und durchwachten Nacht, von den Regungen des heutigen Morgens und am meisten von der letzten Anstrengung, den Auftrag Gregorjans zu erfüllen. Ihr Gewissen aber war ruhig. Sie schloß sofort ein.

Als Martina von ihrem Gang zu Bernd Wolter zurückkam, war das erste, was ihr ins Auge fiel, das gelbe Plakat mit der Konzertanzeige des Walter Frobenius. Wie kam es dorthin, wer hatte es angebracht? Wladine? War sie also wieder da? Martina fragte, wie ihr Herz rascher zu schlagen begann.

BRUNNEN
LANDSBIOTHEK

Hofmann
Hofmann

